Aris Fioretos: „Sonnengeflecht“

Nervöse Dichte

Von Nico Bleutge

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 12.11.2026

Gegenwärtig sein: Aris Fioretos, einer der großen Wahrnehmungsalchemisten der Gegenwartsliteratur, forscht in seinen poetologischen Texten der Frage nach, wie in literarischer Form Dringlichkeit erzeugt wird. Dabei gelingt es ihm, die eigene Biographie mit Gedanken zum Schreiben und Lesen zu verbinden.

In einem seiner Gedichte entwirft der tschechische Lyriker Jan Škrob eine kleine Meeresszenerie. Es ist von Wind und von Wellen und von einem Küstenstrich die Rede. Dann aber verschieben sich der Ton und der Rhythmus der Verse – und die ganze Welt des Gedichts verwandelt sich:

„wieder erlebe ich die visionen von schwarzen
und goldenen waben ringsum öffnet sich das weltall randvoll mit licht
wieder erlebe ich die körpererfahrung“

Vielleicht würden Aris Fioretos diese Verse gefallen. Denn in seinem Schreiben will er wie einst T.S. Eliot „das Weltall aufstören“. Er sucht nach einer „nervösen Dichte, die jegliche Zeit aufzuheben scheint“ und nach „brennender Einfühlung“ und Intensität. So ist das Schreiben für ihn auch in eminenter Weise eine Körpererfahrung. Nicht von ungefähr hat er sein neues Buch nach jenem Netzwerk aus Nervenknoten und Fasern hinter dem Magen benannt, das man lange Zeit auch „Bauchhirn“ nannte: nach dem Sonnengeflecht. Und umgekehrt geht es Fioretos in seinen Texten immer darum, der Sprache selbst etwas Körperliches zu verleihen, gemäß dem Motto:

„Wie bekommt man Worte dazu, sich anzufühlen wie Fleisch?“

Aris Fioretos

Sonnengeflecht. Über einen Schriftsteller und seinen Körper. Betrachtungen

Aus dem Schwedischen
von Paul Berf

Matthes & Seitz Berlin Verlag, Berlin

190 Seiten

24 Euro

Damit ist die Leitfrage formuliert. Fioretos möchte ergründen, wie in literarischer Form Dringlichkeit erschaffen wird und wie Literatur Gegenwart beschwört. Der Band ist aus seinen Frankfurter Poetikvorlesungen hervorgegangen, die er 2024 an der Goethe-Universität gehalten hat. Es ist ein veritables Kunststück, dass es ihm gelungen ist, nahezu alle Spuren von Mündlichkeit oder gar Didaktik, die einer Vorlesung anhaften können, für die Publikation zu löschen. So ist ein ungemein intensives, im besten Sinne geistreiches Buch entstanden, das dem Wunsch seines Autors nach „nervöser Dichte“ gänzlich entspricht.

Das Weltall aufstören

In drei großen Kapiteln forscht Fioretos der literarischen Dringlichkeit nach. Dabei schafft er es stets, Erzählungen über sein eigenes Leben mit poetologischen Überlegungen und der Deutung von anderen Texten und von Werken der Bildenden Kunst zu verknüpfen.

Der erste Abschnitt ist dem „Verlangen“ gewidmet. Fioretos zielt hier nicht nur auf die treibende Kraft hinter Texten ab, sondern betrachtet auch das Phänomen an sich. In Anlehnung an den Mythos von Arachne, die es wagte, Athene zu einem Wettstreit im Weben herauszufordern, gewann und am Ende von der zornigen Göttin in eine Spinne verwandelt wurde, versucht er das Verlangen zu bestimmen:

„Es geht nicht um Leichtsinn. Oder auch nur um Dummheit. Sondern um eine Kraft, die sie, [Arachne], blind und verrückt macht, und außerdem so erpicht darauf, auch unter den Himmlischen die Unvergleichlichkeit ihrer Kunst zu beweisen, dass sie den Sinn für alles verliert, ihren eigenen Untergang eingeschlossen.“

Eine Kraft also, ein jede Körperfaser erfassender Drang, aufs Ganze zu gehen, „Besinnung, Vernunft, Autonomie [zu] riskieren“, wie es an anderer Stelle heißt, um das begehrenswerte Gefühl zu spüren, „am Leben zu sein, gegenwärtig zu sein.“ Und um die Wörter schreibend zum Vibrieren und Funkeln zu bringen.

Empfindliche Sprache

Allerdings verzichtet Fioretos auf die völlige Selbstaufgabe. Mit der ihm eigenen Lust an paradoxen Formulierungen plädiert er für eine „gebändigte Wildheit“. Fioretos interessieren ganz besonders Momente, die nicht gesagt, sondern in die Struktur eines Kunstwerks eingesenkt sind. Ein gutes Bespiel dafür findet sich bei Walter Benjamin, der in einem kleinen Text über das Weben seinen eigenen Namen in eben jenem Wort anklingen ließ: „W.Ben.“ Oder auch, als Imperativ: „W.B.“.

Dabei hängt dieses Gewebe niemals bloß in der Luft der reinen Ideen. Anhand des Phänomens „Hunger“, so ist der zweite Abschnitt des Buches betitelt, führt Fioretos vor, wie das Ich, selbst wenn es von einem Leben ohne Bindungen träumt, immer bezogen bleibt auf etwas außerhalb von ihm, es mag Nahrung sein oder, im übertragenen Sinne, Weltstoff zum Schreiben. Ausgerechnet der Hunger, der einen Zustand des Mangels und, mehr noch, ein grundlegendes Defizit des Ichs markiert, bestätigt diese Abhängigkeit auf paradoxe Art und Weise:

„Obwohl der Hunger das Ich bedingt, und hierin liegt die Aporie, gehört es zu dessen eigensinniger Natur, das Ich daran zu hindern, Fülle zu erreichen. Sättigung ist immer nur vorübergehend, Hunger ewig.“

Verlangen, Hunger, Elektrizität

Das mag beim ersten Hören etwas abstrakt klingen. Das Schöne aber ist, dass Fioretos seine Überlegungen hier sehr anschaulich aus der eigenen Biographie herleitet, aus einer frühen Phase in seinem Leben, in der er an einer Essstörung litt, die Mediziner vermutlich „Bulimie“ nennen würden. Es gehört zu seiner dialektischen Virtuosität, wie er in der Folge seine Abneigung gegen platt biographische Romane formuliert. Und doch zugleich unter der

Hand vorführt, dass prägende biographische Erfahrungen auch Stoff seines eigenen Schreibens sind, nur dass sie eben nie direkt, sondern auf ganz verschlungene Art und Weise, gleichsam mehrfach über Bande gespielt und oft Jahrzehnte später, Eingang in die Romane finden. Zugleich liebe er es, über unterschiedlichste andere Menschen und ihre Erfahrungen zu schreiben, wie es im dritten Abschnitt „Elektrizität“ heißt – selbst auf die Gefahr hin, man könnte ihm kulturelle Aneignung unterstellen.

„Die praktische Folge ist, dass die Neugier in günstigen Fällen auf den Stil abfärbt und die Sprache empfindlich, beweglich, suchend macht. Mit einem Wort: aufgeladen.“

Eine solche bewegliche und suchende Sprache kultiviert Aris Fioretos auch in diesem poetologischen Band. Wie in seinen Romanen streut er Wörter und Motive aus, wiederholt und variiert sie. Auf dass sich ein Gewebe bilde, das jenem der Arachne an Raffinement in nichts nachsteht.